

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882
1878

44 (3.11.1878)



Nr. 44.

Straßburg im Elsaß,

3. November 1878.

Im Armenhause.

Erzählung von H. Steinhausen.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Und vor'm Jahr an einem Sonntage, sonnig wie der heutige, als sie von der Kirche kamen, da hatte er sie auf dem Kirchhof zurückgehalten und gefragt, ob sie ihn nehmen wollte, nicht heut oder morgen, sondern nach Jahr und Tag, wenn sein Geldlein reicht, um sich einzurichten, sei er auch nur ein Knecht, so hab er doch zwei gesunde Arme und es dünke ihm recht, was der Pfarrer gepredigt: „Es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochse mit Haß!“ Da war eine sonderliche Rührung über sie gekommen, daß sie, die Armenhaus-Elts, von ihm gefragt wurde, ob er ihr gut genug sei von wegen seiner Geringheit und sie hatte bloß „Ja!“ gesagt und ihm die Hand gereicht. Sie hatten seitdem sich nicht öfter gesehen als früher, aber all ihr Weider Thun und Denken war hinfort darauf gerichtet, daß sie etwas vor sich brächten, damit sie nicht so baar zusammenkämen; denn sie fürchtete von ihrer Kindheit her Armuth und Mangel wie ein Gespenst. Da hatte nun eine ruhige Heiterkeit mehr und mehr ihr Gemüth erhellt, und eine freundliche Zukunft stand vor ihr. Nur ein Schatten wollte nie völlig weichen; ihn nannte das Wort, das sonst die Seelen erquickt und aufrichtet: die Heimath!

Ihres Vaters Name wurde zwischen ihnen nicht gehört. Denn der war Christoph's unverjöhnlicher Feind von einem Streit her, den er mit Christoph's Vater gehabt, als sie miteinander vom Holzholen kamen. Da war Christoph grad herzugekommen, wie Franz unter furchtbarer Drohung das Beil ergriffen, mit dem sie Busch gehauen; Christoph hatte es dem Wüthenden entrißten

und in den See geschleudert. Dem kräftigen Jüngling durfte der Armenhäusler nicht wehren, aber er rief: er wolle es ihm nie vergessen. — —

Das war nun Alles vorbei!

Sie hatte heut, als sie vom Bauernhof gegangen, Christoph aufgesucht, sie hatte ihm gesagt: „Ich geh jetzt ins Armenhaus. Der Vater kann nicht haufen mit der kranken Großmutter, er hat nach mir geschickt und ich gehor jetzt dahin. Aber ich weiß, wie es kommen wird. Ich werd um die Kranke sein müssen und Nichts verdienen können; was ich hab, wird bald aufgezehrt sein und ich werd dem Jammerleben nicht steuern können. Der liebe Gott mag sich erbarmen! Christoph! wir dachten, unser Weider Wege führten uns heraus aus dem Armenhaus, aber nun ich zurück muß, ist's besser, ich gehe den meinigen allein. Und so hab ich's beschlossen, und du sollst dich nicht mit mir kränken und grämen und unglücklich werden!“

Wie war er bleich geworden über solchen Worten und wie hatte ihn das Grauen vor dem Leben, das ihr im Armenhause bevorstand, erschreckt. Er hatte gesagt: er werde sie auch so nicht verlassen, sie aber war fest geliebt und hatte von ihm Abschied genommen auf immer.

Auf immer! — Darum stoffen jetzt ihre Thränen, nicht solche, die mit lautem Geseufz der ohnmächtige Widerspruch wider das Weh hervorströmt, sondern jene ganz stillen, die dem Entschluß der Ergebung nachfließen und ihn erleichtern. —

Regte sich da nicht die Kranke? Schnell trocknete das Mädchen ihre Augen und trat hinzu.

Die Greisin war aus ihrem schlummerähnlichen Zustande erwacht; sie tastete mit ihren knöchigen Händen über die zerrissene Bettdecke, fuhr sich über die mit spärlichem grauen Haar wirr umhängte Stirne und die tief eingesunkenen Augen und blickte umher. Arme Leute sind auch bei schweren Krankheiten gewöhnt allein zu sein und erwarten keineswegs eine immer zur Handreichung bereite Umgebung. Wie oft hatte die Alte so umhergeblickt die letzten Wochen und war, wie sie unbeachtet blieb, wieder in ihren der Außenwelt verschlossenen Zustand zurückgesunken! Aber diesmal wanderte ihr Blick ängstlich und unruhig umher. Es war, als hätte sie Mühe sich zurückzubefinnen, wo sie war, und zwänge sich doch zu dieser Anstrengung.

„Wie geht's Euch, Großmutter?“ fragte das Mädchen, sich über sie beugend.

Die Gefragte sah sie lange forschend an, und als mühte sie sich überzeugen, daß sie sich nicht täusche, erhob sie ihre zitternden Hände nach dem Gesichte der Sprecherin.

„So bist du hier, Els! bist wirklich hier?“ flüsterte sie dann, und ihre Lebensgeister schienen mit dem Erkennen sich zu sammeln.

„Ja, Großmutter!“ antwortete das Mädchen, während die dürrn Finger der Greisin über ihre Hand hinstrichen, „ich bin hier und bleib auch hier und werd nicht von Euch weichen.“

Da sah die Alte sie ängstlich und unwillig an, machte eine abwehrende Bewegung mit ihrer Hand und winkte dem Mädchen zu sich nieder.

„Ist er weg?“ fragte sie kaum hörbar.

Das Mädchen verstand sie und nickte.

„So höre mich denn!“ hob da die Alte wieder an, und ihre Stimme gewann, während sie sprach, an Kraft. „Du sollst nicht hier im Armenhaus bleiben, du nicht! Du sollst nicht hier vergehen wie deine Mutter! Ach, Kind! sie war zu stolz, viel zu stolz für ihre Armuth! Das ist ihr Unglück gewesen; sie hat nimmer lernen können arm sein; sie schämte sich und empörte sich dagegen und war doch des Armenhäuslers Weib und mußte es bleiben und half Alles Nichts; sie fühlte zu sehr die Erniedrigung, wenn man bitten muß und betteln, und des Darbens ward doch kein Ende, und nahm sich die Verachtung zu Herzen und die Schmach, und härmte sich drum alle Tag. Da hab ich ihr oft gesagt, sie soll an all dies so viel nicht denken und sich schiden und büßen. Aber sie nahm sich's nicht an: sie war zu stolz, viel zu stolz!“

Hier, als sie starb und lag in diesem Bett ganz still und ich meinte schon, ihr Odem ging' ihr aus, da wandte sie plötzlich ihr Gesicht herum, reckte ihre Arme hoch empor und tief sie schauernd sinken. Ich meinte, daß der Schauer der bitteren Armuth galt, in der sie sterben mußte und gedachte sie zu trösten und sagt' ihr: Nun wär ja alle Mühsal bald überstanden. Sie aber schüttelte mit dem Kopf und sagte mir: Es ist nicht das;

aber die Els, die Els! Drauf hat sie mühsam ihren Blick nach dir hingelenkt (du schliefeft dort in der Ecke) und hat tief aufgeseufzt, und mit dem Seufzer ist sie gestorben.

Den Seufzer, Kind! konnt' ich nimmer vergessen, und wie wir sie hinausgetragen hatten im Armensarg und dich hatten daheim lassen müssen wegen deines zersumpten Anzugs, und weil wir keine Schuh' für dich hatten, und du doch nachgeschlichen warst und tratsch an die Gruft, grad als der Pfarrer das Gebet sprach, und wie ich sah, daß du nicht weintest und schrieest, wie sonst bei dergleichen der Kinder Weise ist, sondern bloß still da standest und ohne Regung hinunter sahst in die Grube, da sagt' ich zu mir: sie gleicht ihrer Mutter und hat einen Sinn wie sie; sie wird nimmer das Armsein lernen und der Stolz wird sie verderben, bleibt sie im Armenhaus. Und da hab ich's geschworen, du solltest unser Elend nicht theilen, und daß ich Alles daran setzen wolt, dich empor zu bringen.“

„Und nun, Els!“ hob die Greisin wieder an nach einer Pause und richtete sich mühsam auf. „Merke, was ich dir sage! Die Stunde ist da, daß du's erfahrest. — Du bist nicht die Tochter des Mannes, den du Vater nennst. —

Deine Mutter war jung, gar jung und schön war sie auch und — doch still! Sie wollte hoch hinaus, und der Stolz brachte sie zu Fall. Und wie sie sich entehrt sah und betrogen, da war's wieder aus Stolz, daß sie den Franz nahm, ob sie gleich vorausjah, daß sie bei ihm keine frohe Stunde haben würde; denn sie meinte, sie stände dann gleich mit ihm, wenn sie mit ihm ins Ungemach ginge dafür, daß er ihr wieder zum ehrlichen Namen geholfen. Nun, wie ihr das gerathen ist und wie's ihr das Herz gebrochen hat in der großen Armuth, das weißt du!

Aber nun höre, wie ich meinen Schwur gehalten! Ich machte mich auf zum vornehmen Mann, der sie betrogen; ich wußte, daß er in hohen Ehren lebt und dazumal eine Vornehme und Reiche freien wollte. Ich drängte mich zu ihm. Ich hätt' es bei ihren Lebzeiten und mit ihrem Wissen auch in der bittersten Noth nicht gedurft; denn, wie ich gesagt habe, sie war stolz, viel zu stolz. Er wollte das Bettelweib nicht hören, aber ich hat und schreckte ihn und drohte Alles auszubringen. Da hat er mir Geld gegeben, viel Geld, wenn ich schwiege, und Els! es ist Alles heimlich geblieben, und hier im Strohsack die 500 Thaler, wie ich sie damals von ihm trug, sind dein und es fehlt kein Pfennig. So nimm's Geld zu dir und denke, du bist nicht arm; du gehörst nicht hier zu uns, du brauchst dich nicht zu vergrämen wie deine Mutter und kannst deinen Kopf hoch tragen wie die Andern, die nicht bitten müssen und betteln und schweigen, wenn man sie verachtet, und dulden!“

Sie hatte während dessen mit großer Anstrengung ein vergilbtes, mehrfach umschnürtes Päckchen hervorgezogen. Wie sie es in den Händen des Mädchens sah, glitt über die verwitterten Züge ihres Angeichts der

flüchtige Widerschein einer Freude, wie wohl ein fröhlich singender Vogel über ein sinkendes Schiff hinstreifen mag.

„Großmutter,“ sprach das Mädchen in tiefster Seele ergriffen, „so habt Ihr lange Jahre hindurch bei diesem Reichthum Euch bis auf's Blut geplagt und all die bitteren Entbehrungen ausgehalten und all den Jammer getragen?“

„Kind!“ sagte die Alte und strich ihrer Enkelin wie lieblosend über die Wange, „sprich nicht davon! — Den Franz hat die Bettelarmuth wüßt gemacht, ihm kann kein Geld mehr aus dem Armenhaus helfen. Und mir hat's immer sanft gethan in aller Mühsal, meines Schwurs zu gedenken, und daß ich, wenn ich zur Letzt auf dich blicken oder an dich denken würde, ohne den Seufzer deiner Mutter würde sterben können, den ich nimmer vergeße.“

Und erschöpft sank sie auf ihr Lager zurück.

„Ach, Großmutter!“ bat das Mädchen und küßte die welken Lippen; „sterbt noch nicht! Bleibt noch hier, daß ich Euch pflege, und glaubt! es werden bessere Tage für Euch kommen.“

„Ich brauch kein Pflieg mehr und — begehre keiner,“ flüsterte die Alte.

Sie lag eine Weile still und sagte dann leise und mit Mühe: „Wie wird's dunkel!“

Els entfernte den Vorhang vom Fenster, und die rothe Gluth der untergehenden Sonne strömte in die Stube und wob um die Beiden ein goldnes Gespinnst.

Das Mädchen kehrte geblendet ihr Gesicht gegen die Greisin, die, ohne zu blinzeln, das Lichtmeer aushielt. Schweigend und weit geöffneten Auges sah sie hinein und ihre Miene gewann einen Ausdruck, als öffneten sich die Thore ihrer Seele einer andern Welt.

„Heißt nicht Er das Licht der Welt?“ begann sie plötzlich, und die Worte kamen abgebrochen. „Und Er verschmäht nicht das Armenhaus — und neigt Sein leuchtendes Angesicht barmherzig gegen die arme, elende Sterbende?“

Und wie die Enkelin eine seltsame Veränderung in ihrem Gesicht wahrnahm, so kniete sie nieder, beugte ihr Haupt und betete leise das heiligste Gebet der Christenheit. Ihr war's, als hauchten die Lippen der Regungslosen kaum hörbar den hochgelobten Namen unsers Erlösers.

Wie sie aufsah, war der letzte Sonnenstrahl im Auge der Greisin verschwunden und mit ihm auch das Licht erloschen, das geheimnißvoll in uns aufflammt und geheimnißvoll entflücht.

Die Schauer der Ewigkeit webten in der wachsenden Dämmerung, die gleich hehr und heilig, fürchterlich oder tröstlich sind in den Hütten der Aermsten wie in der königlichen Häuser.

Durch's Fenster strahlte das Roth des Abendhimmels. Dahin aus der dunklen Stube über den See hinweg richtete das Mädchen den Blick, und ihr vom Weh der Sterblichkeit gepreßtes Herz suchte Zuflucht vor dem Throne des Ewigen.

Aber welch eigenthümlich Bild auf dem Eise des Sees, das im Scheine des Abends noch hell genug leuchtete! Warum stoben sie mit einem Male auseinander, die fröhlichen Schaaren dort, als segte sie ein jäher Schreck hinweg, der den Ort des lauten Frohsinns in eine Stätte des Grauens verwandelte? Was trug denn die Schuld an der eiligen Flucht? Ein unheimlicher Gast, der sich eingefunden: nämlich der Tod. Wenn er erscheint mitten im Genuß und der Freude des Lebens, dann sieht er die Fröhlichen viel mehr in der Gestalt des Knochenmanns an, denn als freundlicher Jüngling und Bruder des Schlafs mit umgestürzter Jackel! So verging denn auch hier Allen die Lust am weiteren Vergnügen, als sich die Kunde verbreitete (— und sie flog umher mit Windeschnelle —), Jemand sei ertrunken, und Alles machte sich davon.

Doch kommen sie da nicht auf's Armenhaus zu, winkend und zeigend und eifrig redend?

Von einer ihr selbst dunklen Ahnung ergriffen, trat das Mädchen hinaus.

„Da ist sie; 's ist die Els! Ob sie's schon wisse? von ihrem Vater? Ertrunken im See! Ganz dahinten unfern dem Ufer, wo einst sein eigen Haus gestanden. Noch vor einer Stunde haben sie ihn auf einem Handschlitten sich durch die Menge der Sonntagsgäste hastig fortstoßen sehen. Die Herrschaften hatten Mühe ihm auszuweichen und ärgerten sich über den dreifien Armenhäusler, der sich so unter sie drängte, aber er schien am wilden Wesen seine Lust zu haben und hat auf Niemand geachtet. Dann hat er von Weitem den Käufer und jetzigen Besitzer seines früheren Grundstückes erblickt (der hat's wohl bemerkt) und ist ihm schon ausgewichen und drauf grad hinausgefahren über den See immer weiter und immer wilder. Darnach hat ihn Niemand mehr bemerkt und sie haben ihn aus den Augen verloren. Aber nun sind Fischer von drüben gekommen mit ihren Geräthen, und ihre Hunde haben gebellt plötzlich. Da haben die Leute einen Arm herausgereckt gesehen aus dem Wasser, da wo die warmen Quellen sind und es nie zufriert. Und sie haben gleich gesagt: das ist der Armenhaus-Franz! Sie haben die Leiche noch nicht erlangen können wegen der späten Zeit und weil die Stelle zu gefährlich. Er muß grad hineingefahren sein in die Fluth. Und 's ist wunderbar, daß er an die warmen Quellen nicht gedacht, die er doch kannte von seiner Jugend her, aber es habe ihn wohl mit Gewalt dahin getrieben, wo er einst bessere Tage gehabt. — Oder hat er sich wohl selbst umgebracht? Hat's etwa im Armenhaus Zank gegeben? — Nun, sie solle sich zu sehr nicht grämen; sie würde drüber wegkommen, wenn's auch ein schrecklich Ende ist. Aber die Alte! daß die das auch noch erleben muß!“

Els vernahm nur Einzelnes aus dem vielstimmigen Bericht; das erste schreckliche Wort, das sie gehört, hatte die andern übertönt.

Nur Wenige folgten ihr in die Stube, als sie ihnen gesagt, was geschehen. Mitleidige Frauen halfen ihr am Dienst der Todten und entfernten sich dann, eine

nach der andern. Sie hatten das Mädchen aufgefordert mit ihnen zu gehen und, bis die Armenbehörde Weiteres bestimmte, das Haus zuzuschließen.

Aber sie blieb — und so war sie bald wieder allein, allein mit der Todten!

In der Stube verbreitete ein dürftiges Lämpchen ungewisses Licht, und durch's Fenster sah die Finsterniß der nun völlig hereingebrochenen Nacht mit schwarzen Augen. Ein Thauwind hatte sich aufgemacht und wenn er gegen das Fenster stieß, so zitterte das Flämmchen und beugte sich, als wollte es verlöschen. Dann horchte Els hinaus und ihre Gedanken waren bei der dunklen Fluth, die jetzt sich über dem Ertrunkenen bewegte und bei dem Ertrunkenen selbst und den schweren Versuchungen der Armuth. Dann sah sie hin nach der Todten, die, um sie diesen Versuchungen zu entziehen, für sich selbst auf alle Erdenhoffnungen verzichtet und das härteste Loos willig getragen hatte. Und sie empfand, daß diese selbstlose Liebe der unvergängliche Schatz sei, der auch die Menschen in Lumpen reich macht und göttlich ziert, und sie schämte sich ihres vorigen Kleinmuthes und ihrer Schwäche, und durch die rinnenden Thränen des Schmerzes, der Nührung und Dankbarkeit blickte sie hin nach der Schläferin dort auf dem kümmerlichen Lager.

Ach, daß sie noch einmal erwachte, daß die erblaßten Lippen noch einmal ihren Namen nannten, daß noch

einmal die dürrn Hände sich nach ihr ausstreckten! Aber sie regte sich nicht, sie bedurfte ihrer Enkelin nicht mehr. —

Wohl war sie nun nicht länger gebunden an das Armenhaus, aber in der weiten Welt, wie einsam!

Da hörte sie sich leise rufen, und wie sie sich umsah, war es Christoph, der in der Thüre stand. Erregter als sonst von der Schreckensnachricht, die er vernommen, und ängstlich zögernd aus Furcht, sie möchte auf ihrem Entschluß von heute bestehen, sah er sie traurig, aber mit einem Blick treuester Liebe an.

Und wie sie überwältigt vom Uebermaß des hier Erlebten und Erlittenen und zugleich freudig erschrocken über sein Kommen schluchzend an seine Brust sank und er mit starkem Arme sie fest an's redliche, muthige Herz drückte, o, da zürnte ihnen die Majestät des Todes nicht, die dort auf dem fahlen Antlitz der Bettlerin thronte, und wenn die himmlischen Wesen durch die Nöthe und Mächte der Erde sich nicht hindern lassen (und wer möchte so etwas glauben?) auch den Geringsten und Aermsten dieser Welt in ihren Kämpfen und Siegen, ihrem Irren und Ringen und Schonen nahe zu sein, so waren es ohne Zweifel die Engel der Gnade und des Friedens und des göttlichen Wohlgefallens, welche jetzt über die Beiden schirmend, tröstend und segnend ihre lichten Schwingen breiteten. —

Albrecht Dürer.

In der Pariser Weltausstellung ist das Deutsche Reich nur durch Werke der Kunst vertreten, und auch diese sind in verhältnißmäßig geringer Anzahl dahin gesandt worden. Ursprünglich beabsichtigte die deutsche Reichsregierung, die Ausstellung überhaupt nicht beschicken zu lassen. Indem sie nachträglich in Bezug auf die Kunst eine Ausnahme machte, zeigte sie, wie sehr es ihr angelegen sei, Frankreich einen Beweis ihrer friedlichen Gesinnung gegen dasselbe zu geben.

Einen besonders günstigen Eindruck machen die deutschen Kunstwerke dadurch, daß sie außerordentlich geschmack- und wirkungsvoll aufgestellt sind. Die Ausstellungsbesucher, welche in den deutschen Saal treten, können gleichsam ausruhen von dem sinnbetäubenden Eindrucke, welchen andere Abtheilungen auf sie machten. Dieselben fühlen sich denn auch meist sehr befriedigt und stimmen in dem Urtheil überein: Hier heißt's: Wenig, aber gut. — Wohl kann man sagen: Die Kunst kennt die Grenzen nicht, welche die Völker auf anderen Gebieten von einander scheiden: Dänische Künstler arbeiten in und für Italien, italienische in und für England, deutsche in und für Rußland u. s. w., und in den großen Kunstausstellungen findet man Werke aller

gebildeten Völker vereinigt, aber doch hat jedes seine eigenthümlichen Gaben, welche sich auch in der Kunst zu erkennen geben. Glänzen die Einen durch Annuth der Form, Andere durch Feinheit der Ausführung bis ins Einzelne, wieder Andere durch treue Wiedergabe der Erscheinungen des Lebens, so ist es ein dem deutschen Wesen entsprechendes Merkmal deutscher Kunst, daß sie besonders das pflegt, was zum Gemüthe spricht, was das Leben im Hause, im Kreise der Familie berührt, was uns unsere Heimath lieb und theuer macht. Und das ist seit lange so gewesen.

Wer sich heute in Dingen des praktischen Lebens ausbilden will, muß bei Meistern in die Lehre gehen, welche mit der Zeit voranschreiten, sich die fort und fort sich vermehrenden Erfahrungen und Erfindungen zu Nutze gemacht haben und mit denselben immer mehr vertraut zu werden suchen, welche, kurz gesagt, in ihrem Gebiete auf der Höhe der Zeit stehen. Der Jünger der Kunst trachtet wohl auch darnach, alle die Verbesserungen kennen zu lernen, welche die Gegenwart in der Malerei, Bildnerei und Baukunst aufzuweisen hat, aber er würde sich aufs Empfindlichste schaden, wenn er nicht



Albrecht Dürer's Selbstbildniß.
(Dürer, geboren den 21. Mai 1471 in Nürnberg, † den 6. April 1528 ebendaselbst.)

in diesem
wollen, mal
Es ist die
hätten,
den erst
nach dem
an dem
welche
sich mit
auf der
möglichst
sich die

ändern
Reifen
in Nürnberg
und nach
gelangte,
seiner Se
eingehen
zwei Jahre
abnung
mit dem
Seine
bildern
schließen

in stetem lebendigem Zusammenhang mit dem bleiben wollte, was Meister in früheren Jahrhunderten schufen. Wie sich die Römer und alle, welche deren Stadt besuchten, schon vor 3 Jahrhunderten an Rafael's Werken erfreuten und erquickten, so geht's auch heute noch. Aus allen Himmelsgegenden strömen die Lernbegierigen an Orten zusammen, in denen Kunstwerke sich befinden, welche für alle Völker und alle Zeiten mustergültig sind und deren Anschauung einen nachhaltigeren Eindruck auf sie ausübt, als es irgend eine Beschreibung vermöchte. Daß Rafael ein solcher Meister ist, auf dessen Werke die Kunstfreunde nun schon Jahrhunderte lang

staunend blicken, wer sollte das nicht wissen, aber wie viele Deutsche kennen kaum den Namen jenes Landmannes, von welchem letzterer gesagt haben soll: „Dieser würde uns Alle übertreffen, wenn er wie wir die Vorbilder des Alterthums vor Augen gehabt hätte“ — des Meisters Albrecht Dürer aus Nürnberg.

Und während man sich bei Künstlern — leider! — oft nur an ihren Werken, nicht aber auch an ihrem Wandel erfreuen kann, bietet uns Dürer's Lebensgang viele erhebende Züge und zeigt uns ein treues Herz und ein reiches inneres Leben. Wie brav er sich in seiner Jugend hielt und seinen Eltern, deren Ehe mit 18



Ritter, Tod und Teufel.

Nach einem Kupferstiche Dürer's.

Kindern gesegnet war, Freude bereitete, wie er sich auf Reisen ausbildete und sich dann als ehrenfester Bürger in Nürnberg einen Hausstand gründete, wie er nach und nach zu Ehren und einem behäbigen Wohlstand gelangte, wie ernst er es vor Allem mit dem Frieden seiner Seele nahm, darauf hoffen wir ein ander Mal eingehen zu können. Für heute bieten wir unsern Lesern zwei seiner Werke, sein Selbstbildniß und eine Nachahmung seines berühmten Kupferstiches: Ritter, Tod und Teufel.

Seine Gestalt war eine sehr ansprechende. Manche hielten ihn in der Vollkraft seiner Jahre für den schönsten Mann seiner Zeit. In einer alten Beschrei-

bung heißt es von ihm: „Ihm hatte die Natur einen Körper gegeben, der ansehnlich an Gliederung und Haltung war und geeignet für den feinen Geist, den er enthielt. Er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, glänzende Augen und eine wohlgebildete gebogene Nase. Sein Hals war ein wenig gestreckt, seine Brust weit, der Leib mäßig, die Schenkel nervig und die Füße fest. Aber nichts Schöneres konnte man sehen als seine Hand. Seine Rede war so anmuthend und lieblich, daß denen, welche ihn hörten, Nichts mehr leid that, als wenn er aufhörte zu sprechen.“

Der Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“ stellt uns einen Ritter dar, der auf einem unheimlichen Weg

daherretet: Am Boden eine Eidechse und ein Schädel, an der Seite eine hohe Wand, an der einiges knorrige Gestrüpp wächst: in solcher Umgebung kann's Einem Angst werden. Wie muß dies aber erst der Fall sein, wenn sich noch zwei fürchterliche Gestalten herandrängen, der Tod und der Teufel! Der Tod mit seinem bärtigen Totenkopf und seiner mit Schlangen durchflochtenen Krone reitet auf einem lahmen Pferde und hält eine Sanduhr hin; an dem Hals seines Thieres hängt eine Glocke, welche dem Ritter ebenso wie die Uhr sein letztes Stündlein bemerklich machen soll. Der so abstoßend als möglich dreinsiehende, mit einem Speere bewaffnete Teufel streckt eine Kralle nach dem dahin Reitenden aus. Dieser aber schaut, von einem großen, zottigen treuen Hunde begleitet, nicht rechts, nicht links. Von einem

starken Panzer geschützt, reitet er, die Lanze in der Hand, die Zügel fest ergreifend, mit ernstem Gesichtsausdruck, unentwegt und ohne Furcht seinem Ziele entgegen. So denken wir uns einen Mann, der sich durch keine Rücksicht davon abhalten läßt, seine Pflicht trenn zu erfüllen. Nicht Schrecknisse der Natur, nicht Drohungen der Menschen vermögen ihn abzulenken von der eingeschlagenen Bahn. Seines Zieles bewußt, achtet er die Gefahren nicht, und wenn's sein muß, ergreift er mit seiner starken Rechten den Speer zu seiner Vertheidigung. Wer würde sich, wenn er diesen Ritter betrachtet, nicht selbst gestärkt fühlen und sich in dem Vorsatz bekräftigen lassen, von dem Wege der Pflicht und von dem Streben nach dem für gut erkannten Ziele nicht abzuweichen, auch nicht einen Zoll breit?

Die plattdeutsche Sprache als Mittel zur Belehrung des Volkes.

Es ist allbekannt, daß früher in den Gauen unseres deutschen Vaterlandes, in welchen man plattdeutsch spricht, der Pastor in der Kirche und der Lehrer im Schulzimmer zur Belehrung des Volkes sich dieser volkstümlichen Sprache bedienten. In der Zeit des dreißigjährigen Krieges, der bekanntlich vom Jahre 1618—1648 dauerte, wurde in einem sehr großen Theile Deutschlands nur plattdeutsch gepredigt und gelehrt. Für viele Landgemeinden ist es zu bedauern, daß die Lehrer sich in unserer Zeit vom Plattdeutschen gänzlich abgewandt haben; sie würden ihren Pfarr- und Schulkindern weit verständlicher werden, wenn sie so reden könnten, wie das Volk sich ausdrückt. Die Bauern würden nicht oft zu klagen haben, wie man es in Westfalen zu hören bekommt: „De Paschur (oder de Scholmester) is en ganz gode Mann, awer he is uf vel to hoach.“

Wer aus einem Lande herkommt, in welchem das Plattdeutsche die Umgangssprache des Volkes ist, lächelt nicht über den Gedanken, daß, wenn auch nicht immer und bei allen Gelegenheiten, so doch zu gewissen Zeiten das Plattdeutsche sein altes Recht in der Unterweisung des Volkes wieder einnehmen könnte. In Hannover gibt es noch viele Gemeinden, in welchen plattdeutsch gepredigt wird, so in Hermannsburg. Am Niederrhein wird die Bibel unter den geringen Leuten in ihren Versammlungen plattdeutsch ausgelegt; in Pommern und Mecklenburg ist dies allgemeine Sitte.

Es ist eine gute Mitgabe für den Lehrer oder Prediger in diesen Landen, wenn er sich plattdeutsch ausdrücken versteht, er wird dadurch vor manchem Mißverständnis bewahrt bleiben. — Hier ein Beispiel vom Gegentheil. Ein Pastor besuchte einen Kranken. Als er fortgegangen war, fragte sein Nachbar: „Na Barrer (Gevatter), wat hät he segt?“ „Wat sull he segt hāwen?“ antwortete der Kranke. „He segt, ic wār en oll Hund, ic müßt sterwen!“ Der Pastor hatte hochdeutsch gesagt: Mensch, es ist der alte Bund, Du müßt sterben.

Die auf uns gekommenen alten plattdeutschen Bibeln, Gebetbücher und Predigten haben für uns, die wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sind, oft eine wunderliche Gestalt und einen wunderlichen Inhalt.

Unsere Alten dachten derber, sprachen kerniger und bezeichneten die Dinge mit dem rechten Namen, ohne feingewählte Redensarten zu machen. So heißt in einer plattdeutschen Bibel der 5. Vers des 90. Psalms: Du lettst sei dorhen strifen (dahinstreichen) as en Waterstrom, un sund as en Slap, glit as en Gras, wat doch ball welf ward. Wat tidig (zeitig) bleuhet, un ball welf ward, un des Abends meihet war un verdröget (gemähet war und vertrocknet). Dat matt Din Zorn, dat wie so vergahen un Din Grimm, dat wi so up'en Blut (wir sagen: wie im Nu) dorhen mäuten (dahinmüssen).

Die Alvordern bedienten sich in der Belehrung selbst vom heiligsten Orte aus auch eines Mittels, welches unsere Kanzelredner gänzlich verschmähen und auch wohl nach dem Geschmacke unsrer Zeit nicht anwenden dürfen, nämlich des Scherzes, der gemüthlichen Laune, des Humors. In dem verwilderten Zeitalter des dreißigjährigen Krieges wurde die Predigt mit allerlei praktischen Lebensregeln gewürzt; um die Zuhörer zur Aufmerksamkeit zu zwingen, gab es manchen Wit, und die ganze Rede erhielt ein scherzhaftes Gewand.

Bekannt sind die plattdeutschen Predigten des Jobst Sackmann, der zu Limmer in Hannover von 1680 an Pfarrer war. Wenn man beim Lesen seiner Ansprachen und Reden zu denken geneigt sein könnte, daß unmöglich in dieser Art von der Kanzel aus das Volk belehrt worden sei, so muß man doch das Eigenthümliche der ganzen Zeit in Betracht ziehen, in welcher alles Feinere, Zartfühlende und Schöne im menschlichen Leben in Folge des langen Krieges verschwunden war. „Dann wird Vieles, was gegenwärtig sonderbar erscheint, nicht mehr auffallen, und gewiß verstand ihn die Gemeinde besser, weil er ihrem Fassungsvermögen ohne alle Umschweife entgegen kam.“

Hier zwei Proben von wunderlichen Einfällen aus den Predigten des alten, ehrlichen und treuen Jobst Sackmann: In der Leichenpredigt, welche er seinem geliebten Schulmeister Wichmann hält, kommt er auf eine Ehefrau zu sprechen, die den „Hand un de Bögen hadde, as ja leider de meiten hebbet by düßen leßten

verdorbenen Thden“ (welche den Hut und die Hosen hatte, wie ja leider die meisten haben bei diesen letzten verdorbenen Zeiten); darauf fährt er fort: „Mhne Fru wull dat im Anfange oof so maken; wenn dat nich alles na öhrem Koppe ging, so pause se my de Ohren so wull; se verfolgte me de leive Gobbdesgave oder leit se anbrennen! Wenn ek öhr wat befohlen hadde, so dāde se grade dat Gegendeil un wull my herna bereden, ek hedde et sülvest so hebben wull! Sull se my den Stragen ümmaken, so bund se immer so en paar Nachhaare mit henin, dat et my, wenn ek in Bewegung kam, en groot Knypen veroorsaft! Ek sach dat so eene Wyle met Geduld an, as et sek aberst nich ännern wull, da dachte ek: sachte Raad! Mannes Hand hört oben! un bruufde myn Recht, at et sek höret un gehöret. Wanne! wat kunne se gode Woorde geven! Syd de Thd is se smydig wesen, dat ek se wohl hedde im en Finger winnen kunn, un wat se my an den Dgen ansehen kann, dat deit se. So ball ek det Morgens upstaae, so is myn warm Beer parat; se fragt: Vadder, wat will jh äten? un dat Harte lacht öhr im Hype, wenn se süht, dat et my smekkt. Ja, vor düffen kum ek oof wol mynen Mann staa; unse Supperndent hebbet sek mannigmal over my wunnert un to my seggt: „Gott gebe es Jhm zu Gute, Herr Sackmann, wie kann er essen!““

Seinen alten Lehrer Wichmann weiß Sackmann nicht

¹ Auf hochdeutsch: „Meine Frau wollte das im Anfang auch so machen; wenn das nicht Alles nach ihrem Koppe ging, so tute sie mir die Ohren so voll; sie versagte mir die liebe Gottesgabe oder ließ sie anbrennen. Wenn ich ihr etwas befohlen hatte, so that sie grade das Gegentheil und wollte mich hernach bereden, ich hätte es selbst so haben wollen! Sollte sie mir einen Stragen ummagen, so band sie mir immer so ein Paar Nachenhaare mit hinein, daß es mir, wenn ich in Bewegung kam, ein großes Knepsen verursachte. Ich sah das so eine Weile mit Geduld an; als es sich aber nicht ändern wollte, da dachte ich: sachte Rath! Mannes Hand hört oben hin, und brauchte mein Recht, als es sich gehört und gebührt. Aber da! Was konnte sie gute Worte geben! Seit der Zeit ist sie geschmeidig gewesen, daß ich sie wohl um einen Finger hätte winden können, und was sie mir an den Augen ansehen kann, das thut sie. Sobald ich des Morgens aufstehe, so ist mein warmes Bier fertig; sie fragt: Vater, was wollt ihr essen? und das Herz lacht ihr im Leibe, wenn sie sieht, daß es mir schmeckt. Ja, dafür kann ich auch wohl meinen Mann sehen; unser Superintendent hat sich mannigmal über mich gewundert und zu mir gesagt „Gott gebe es ihm zu Gute, Herr Sackmann, wie kann er essen!““

genug zu loben: „Wenn he de Predbdtg in der Kerle herlas, so wuste he to rechter Thd (Zeit) syne Stimme to erheven as (als) eene Posanne, un to rechter Thd leit he se wedder fallen. Met der Kollekte het he syn Dage keenen Pudel (Fehler) maket, as annerswo geschüht.“

Ueber die Art Wichmann's, die Kinder zu bestrafen, äußert sich Sackmann folgendermaßen: „He ging aber nich met se im, as en Böddel oder Tyrann, de se schinnen un fillen wull, oder se alle over eenen Kamm schoor. Nachdem eener sündigede, nachdem word he straf. Erst kreeg he Ohrsygen, herna handschmette, oder Knepkens . . . De Rauden hadde he vorher in't Water leggt, dat se beter dörtrocken, un de Strafe is oof am besten; da beholet de Jungens heile Knooken by. Mannigmal müsten se sek oof wol met dem bloten Kneec up Kirschensteene setten un dat hulp by etikken meer as Släge, nach der Regel Pauli: Prüfet alles und das Gute behaltet.“

Ähnliche drollige Geschichten erzählt Sackmann seinen Limmer'schen Bauern mitten in seinen Predigten, welche keineswegs in ihren Grundzügen des Ernstes ermangelt. Dieselbe Predigtweise war in der damaligen Zeit allgemein; Sackmann hat darin viel Gemeinsames mit Abraham a Sancta Clara.

„Wie?“ so möchte gewiß mancher Leser fragen, „soll denn heute in ähnlicher Weise auf Plattdeutsch gepredigt werden aus dem alltäglichen Leben des Volkes heraus so practisch und handgreiflich, wie Sackmann that?“ Keineswegs, es mügte das Plattdeutsche ganz anders verwerthet werden. Wir leben ja nicht in der wirren Zeit des dreißigjährigen Krieges und der auf denselben folgenden nicht minder unruhigen Jahrzehnten. Jedem das Seine, jeder Zeit das Ihrige.

Colmar.

R.

¹ „Er ging aber nicht mit ihnen um als ein Büttel oder Tyrann, der sie schinden und fillen wollte oder sie alle über einen Kamm schor. Nachdem einer sündigte, nachdem ward er gestraft. Erst kriegte er Ohrsygen, hernach handschmette oder Knepkens . . . Die Ruthen hatte er vorher in's Wasser gelegt, daß sie besser durchzogen. Und diese Strafe ist auch am Besten. Da behielten die Jungens heile Knochen dabei. Mannigmal müsten sie sich auch wohl mit nackten Knien auf Kirschensteine setzen, und das half bei etlichen mehr als Schläge“ u. s. w.

Zur Weltlage. Am 26. Oktober waren es 20 Jahre, daß Kaiser Wilhelm, der schon ein Jahr früher an Stelle des schwer erkrankten Königs Friedrich Wilhelm IV. die Zügel der preussischen Regierung ergriffen hatte, den Eid auf die preussische Verfassung leistete. Welch eine Fülle weltgeschichtlicher Ereignisse liegt in diesem kurzen Zeitraum von 20 Jahren! Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der am 18. Oktober sein 47. Geburtsfest feierte, richtete an die Berliner Stadtverordneten, welche ihm ihre Glückwünsche ausgesprochen hatten, ein Schreiben, worin es heißt: „Je schwerer die Zeit mit ihren Sorgen und Nöthen auf uns Allen lastet, um desto tröstlicher ist die Gewißheit, daß die ungeheure Mehrheit in allen Kreisen und Klassen unseres Volkes und mit ihr der Kern der Bürgerschaft Berlins sich einig fühlt in der Liebe zu Kaiser und Reich. In dieser Gewißheit liegt unsere Stärke und die Bürgschaft für unsere Zukunft, deren glückliche Gestaltung ich mit unerchüttertem Vertrauen erhoffe. Ich werde

der hingebenden Theilnahme und der musterhaften Haltung, welche die Bürger der Hauptstadt in den trüben Tagen und Wochen dieses Jahres gezeigt, für alle Zeit ein dankbares Gedächtniß bewahren.“

Auf König Alfons XII. von Spanien gab ein 20 Jahre alter Böttcher am 25. Oktober einen Schuß ab, der jedoch nicht traf. Der Verbrecher erklärte, er sei ein Sozialist und habe sich ausdrücklich zur Ausführung seiner Absicht nach Madrid begeben. Die Bevölkerung der spanischen Hauptstadt gab ihren Abscheu vor dieser Schandthat und ihrer Anhänglichkeit an den jungen König beredten Ausdruck.

Große Aufregung herrscht in England wegen des Sturzes der Glasgower Stadtbank, die durch Jahre lang fortgesetzte Veruntreuungen ihrer Leiter eine unbedeckte Schuldenlast von 5,190,983 Pfund Sterling (zu je 20 Mk. 10 Pfg.) aufweist. Die Actionäre (Inhaber von Antheilscheinen der

Bank) müssen mit ihrem ganzen Vermögen für diesen ungeheuren Verlust haften. Da die Bank eines guten Rufes genoss, wurden Antheilsscheine (Actien) derselben nicht nur von Reichen gekauft, die ja diese Einbuße am leichtesten ertragen können, sondern auch von solchen Personen, welche in ihrem Lebensunterhalt auf die jährlichen Erträgnisse der Actien angewiesen waren. „Unter rund 1300 Actionären befinden sich 206 alte Jungfern mit einer Theilnahme von 237 Pf. St. eine jede, 154 verheirathete Frauen und Wittwen mit je 355 Pf. St., 174 Beamte mit je 1897, 8 Lehrer mit je 244, 62 Handwerker mit je 331, 28 Pächter mit je 442 1/2, 39 Geistliche mit je 622, 37 Advocaten mit je 766, 31 Aerzte mit je 1050, 24 Fabri-

canten mit je 1679, 4 Schiffsrheder mit je 2275, 51 Bankiers mit je 447, 29 Versicherungsagenten, Commis etc. mit je 555 und 99 Kaufleute mit einer Actien-Theilnahme von je 932 1/2 Pf. St. auf jeden einzelnen.“ Diese verlieren nicht nur den Betrag, welchen sie für ihre Actien gaben (derselbe beläuft sich im Ganzen auf 1 Million Pfund Sterling), sondern müssen auch noch so viel nachbezahlen, bis jene 5,190,983 Pfund abgetragen sind. Es läßt sich leicht denken, in welche Noth dadurch viele bisher gut gestellte Familien kamen. — Die Leiter der Bank sind in's Gefängniß gebracht worden.

Eine Ueberschwemmung des Nil's in Aegypten hat großen Schaden angerichtet; viele Menschen kamen dabei um.

Wer von dem „Volksblatt-Verlag“ gebundene Exemplare des „Volksblatt-Kalenders“ beziehen will, erhält ein einfach gebundenes für 30 Pf.; für wenigstens 25 auf Ein Mal bestellte ermäßigt sich der Preis auf je 22 Pf.; bei wenigstens 50 auf Ein Mal bestellten erfolgt auch noch frankirte Zusendung. Ganz in Leinwand gebundene kosten (mit einer Lehe zum Einstecken eines Bleistifts) 1 Gr. 60 Pf., wenigstens 25 Gr. je 50 Pf.; von 50 Gr. an frankirte Zusendung.

Eine hübsche Einbanddecke für das „Volksblatt“, ganz mit Leinwand überzogen und mit aufgedrucktem Titel kostet 70 Pfennige (bei gleichzeitiger Bestellung von 5 Gr. frankirte

Zusendung); darin können die Nummern einstweilen aufbewahrt und am Ende des Jahres eingebunden werden.

Titel und Inhaltsübersicht des Jahrganges 1878 werden am Schlusse desfelden beigegeben.

Nr. 1—39 des „Volksblattes“ wird gegen frankirte Zusendung von 1 M. 50 Pf. franko übersandt.

Jetzt noch neu eintretende Abonnenten erhalten die fünf ersten Nummern des 4. Vierteljahres ohne besonderes Verlangen nachgeliefert, brauchen also bei nachträglicher Bestellung der Post keinen „Strafzuschuß“ zu bezahlen.

Ein Pfarrer sucht für eine alleinstehende **Beamtentochter** (Norddeutsche) in gezeitem Alter u. von beschr. Anspr. eine Stelle zur selbständigen Führung eines kleineren Haushalts oder als Stütze der Hausfrau oder als Krankenspflegerin. Off. unter A. B. bef. d. „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. E.

Griechische Weine.

Von meiner Einkaufsreise in Griechenland zurückgekehrt, verändere ich die Zusammenstellung meiner Probesortimente folgendergestalt:

1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen enthält nunmehr 12 Sorten:
Camarito, Corinther, Elia, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malvasier weiss und roth, Vino Rosé, Moscato, Mavrodaphné, und kostet: Flaschen u. Kiste frei M. 18.

Ich habe die Weine an den Erzeugungs-orten persönlich ausgewählt und verbürge deren Reinheit und Aechtheit. — Preisbrochüre auf Wunsch frei.

Neckargemünd. **J. F. Menzer.**

W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt, Ronnefeldt's vorzüglichen Thee, Syrengel's reines, entöltes Cacaopulver, Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen empfiehlt

L. Meyer-Nicolay, Straßburg i. E., Brangasse 6, gegenüber der Mairie.

Fünfzig Fabeln für Kinder, von Wilhelm Hey. In Bildern gezeichnet von Otto Specker. Nebst einem ernsthaften Anhang. 2 Bände. Gotha, Friedrich Andreas Berthes. Gr. Ausg. à Bd. Mark 3. 50; kl. Ausg. à Bd. M. 1. 50.

„Das ist ein Jugendbuch bester Art, wie es für Kinder von fünf bis acht Jahren kein schöneres gibt. Es ist schwer zu sagen, wer hier das meiste Verdienst hat, ob der Dichter oder der Künstler; beide hatten so Vortreffliches geboten, daß die Kinder und die Alten ihre Freude daran haben. In keinem Haus, in dem frische Kinder herumspriegen, sollte dies Buch fehlen.“ (Illustrirte Zeitung, Nr. 46.)

Dresch-Maschinen für Handbetrieb, 1, 2, 3 und 4 Zugthiere letztere mit Bug etc. neuester Construction.

Säckel-Maschinen in 15 Sorten von 2 bis 6 Längen schneidend, ganz aus Eisen und Stahl gebaut von Nm 55—60 an. Neuer Catalog mit Preiscurant auf Wunsch franco und gratis. Werten erwünscht.

Ph. Mayfarth & Comp., Maschinenfabrik in Frankfurt a. M.

Ein Herr oder ein älteres Fräulein mit über die Volksschulbildung hinausreichenden Kenntnissen wird gesucht, um bei der Expedition des „Volksblattes“ mitzuhelfen und ähnliche Arbeiten (Briefe schreiben u. s. w.) zu übernehmen. Geboten würde freie Wohnung mit Gartengenuss und ein näher zu vereinbarendes Gehalt. Durchaus zuverlässige Personen, welche hierzu bereit sind und denen eine vorausichtlich dauernde Stellung erwünscht wäre, wollen sich gefälligst bei dem Herausgeber schriftlich melden, aber ja nicht Originalzeugnisse, sondern nur Abschriften derselben beilegen. Nähere Mittheilung wird seiner Zeit an dieser Stelle erfolgen.

Bei Rudolf Rasch in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. **Heinr. Kocholl**, Königl. Divisionspfarrer zu Colmar im Elsaß,

Anfänge der Reformation in Colmar. Ein Beitrag zur Reformations-Geschichte des Elsaß. 1875. 68 Seiten. — Preis 1 Mark 20 Pf.

Ferner:

Die Einführung der Reformation in der ehemaligen freien Reichsstadt Colmar; mit drei Beilagen. 1876. 239 Seiten. — Preis: 4 Mark.

Von demselben Verfasser sind bei Karl J. Trübner in Straßburg erschienen:

Der Große Kurfürst von Brandenburg im Elsaß 1674—1675. Ein Geschichtsbild aus der Zeit, als das Elsaß französisch werden mußte; mit einer Karte zum Gesichts bei Türkheim. 1877. 102 Seiten. — Preis: 2 Mark.

Pastoria.

50 Für das Stiftungshaus gingen in 2310 Gaben 3612 R. ein.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Holtzinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.